

Ein Heimatmuseum, das ich besonders mag, steht in Paris. Ich gehe auch gerne ins Florentiner Heimatmuseum. Es heißt «Firenze, come era», zu deutsch: «Florenz, wie es einmal war». Was mir in Florenz gefällt, sind die Straßenszenen, Stadtpläne, Stadtansichten, Grundrisse etc., die mir zeigen, wie die Stadt wuchs und wächst. Auf einem Bild vom ersten Bahnhof der Stadt scheint einer geradezu zu singen: *Mi porti un baccino a Firenze, Bring mir ein Küsschen nach Florenz.*

Das erinnert mich nicht nur daran, dass Stuttgart früher gerne als das schwäbische Florenz bezeichnet wurde, sondern auch daran, dass es den Bahnhof früher woanders hatte, und diesen ersten Bahnhof hätte ich gerne mal dokumentiert gesehen, zumal der jetzige demnächst ebenfalls dokumentiert werden müsste, weil es ihn bald nicht mehr geben wird.

Also ein Stadtmuseum sollte in seiner ständigen Ausstellung jedenfalls erst mal die wichtigsten Stationen der Stadtentwicklung sichtbar machen, damit man sieht, wie es früher hier ausgesehen haben könnte, zum Beispiel vor 30.000 Jahren, wenn ich von der Alb runtergekommen wäre, um auf dem Weihnachtsmarkt meine Elfenbeinschnitzereien und Schwanenknochenflöten zu verhökern. Aber wenn ich es richtig sehe, müsste man noch früher einsetzen mit der Dokumentation.

Stuttgart besitzt ja, dank der Eingemeindung von Cannstatt, eine Fundstelle, die auf stark behaarte, grunzende Speere schwingende Alt-Stuttgarter schließen lässt, die vor 300.000 Jahren hier lebten, und einen Hinweis darauf möchte ich eigentlich auch im Stadtmuseum nicht missen, nicht zuletzt, da die sprachliche Unfreundlichkeit, Kargheit und Tapzigkeit, die für einige der alteingesessenen heutigen Stuttgarter typisch ist, darauf schließen lässt, dass der Homo Steinheimensis nicht ausgestorben ist.

Sie verzeihen die Verdächtigung. Die Imagination ist das Salz in der Suppe des Lebens, die Erzeugung einer Vorstellung von der Welt, die gelegentlich korrigiert werden muss. Wie es wirklich war und ist, wissen wir sowieso nicht. Ich nenne diesen Teil meines Vortrags folglich: In der Zeitschleife. Wir können uns nämlich immer nur ein Bild machen von der

Welt, das vermutlich nicht stimmt, und das gilt nicht nur für die Zukunft und die Gegenwart, sondern eben auch für die Vergangenheit, die wir Geschichte nennen, sogar wenn sie Gegenwart und Zukunft ist.

Doch zurück zum «Museo Firenze come era». Für meinen Roman *Machiavellis letzter Brief* habe ich eine dieser Florentiner Stadtansichten genommen, die so aussieht: Ein Knabe sitzt auf einem Hügel und betrachtet die Stadt quasi aus der Vogelperspektive, die damals gerade entdeckt wurde. Ich habe mir vorgestellt, der Knabe sei der kleine Machiavelli, der seinen Geburtsort betrachtet, und das wurde dann ein langer Abschnitt über ihn und das äußere Bild der Stadt in seiner Zeit in meinem Roman.

*Das Pariser Musée Carnavalet –
Es walte der heitere sokratische Ernst*

Aber, wie gesagt, das Pariser Heimatmuseum mag ich besonders. Den Anstoß dazu gab im Grunde der berühmte Baron Haussmann, das ist der, der das alte Paris zerstörte, indem er diese riesigen Schneisen in das Gewirr der Sträßchen und Plätzchen schlug, die als Avenuen und Boulevards bekannt sind. Einen winzigen Teil der dabei vernichteten Kulturschätze ließ Georg Eugen Haussmann in einem alten Hôtel sammeln.

Das Hôtel, wie Sie wissen, ein beliebtes Baumuster der Oberschicht seit dem 17. Jahrhundert – zur Straße hin durch eine hohe Mauer abgetrennt, dahinter ein mehr oder weniger großer Ehrenhof, flankiert von zwei Seitenflügeln. Den Abschluss bildet das Haupthaus, an dessen Rückseite sich ein großer Ziergarten befindet. Schon die Vorgeschichte der dann 1880 gegründeten Einrichtung gibt also Anlass für allerlei Hinweise:

Das Pariser Stadtmuseum verdankt wie das Paris, das wir kennen und lieben, seine Existenz einer Zerstörung von kriegerischen Ausmaßen, die streckenweise durchaus mit denen zu vergleichen sind, die Stuttgart im Zweiten Weltkrieg zu erleiden hatte, nur mit dem Unterschied, dass der anschließende Wiederaufbau in Stuttgart nicht ganz so glänzend ausfiel wie in Paris hundert Jahre zuvor.

Der Wunsch, ein Stadtmuseum zu besitzen, das Museum überhaupt, entsteht aus der Angst, etwas zu verlieren. Eine durchaus berechtigte Angst, wenn wir die Verlustschübe betrachten, die seit dem Beginn der Industrialisierung im 18. Jahrhundert die

Text eines Vortrags, gehalten am 11. März 2005 im Stuttgarter Wilhelmspalais zur Eröffnung eines Symposiums der Initiativ-Gruppe Stadtgeschichte.



Ausgezeichnet
mit dem
Archäologie-Förderpreis
Baden-Württemberg
2004

RÖMERMUSEUM MENGEN-ENNETACH

Kastellstraße 52
88512 Mengen-Ennetach
Direkt am
Donau-Radwanderweg
Tel.: 0 75 72 . 76 95 04

www.roermuseum.mengen.de



Archäologische Techniken,
Originalfunde, Römische
Kleidung und Ausrüstung,
Spiele zum Anfassen
und Begreifen,
Multimediaelemente,
Hörstationen und
viele mehr
erwartet Sie.
Wir freuen uns
auf Ihren
Besuch.



Und danach ins
CAFÉ DOMUS





stiftung
schloss
fachsenfeld



SCHLOSS FACHSENFELD

AALEN-Fachsenfeld

HUNDERTWASSER

...DIE AUSSTELLUNG



VOM 14.07.2006
BIS 01.11.2006

Di. bis So. und Feiertage
11 bis 18 Uhr
Montag geschlossen

Anmeldungen, Führungen und Ausstellungsinfo:
0 73 66 - 92 30 30
www.schloss-fachsenfeld.de

Veranstalter: Stiftung Schloss Fachsenfeld, Am Schloss 1, 73434 Aalen





LANDESFESTTAGE

7. bis 10. September 2006

WERTHEIM





Wertheim, die romantische Stadt an Main und Tauber ganz oben im Land, feiert mit den Landesfesttagen den traditionellen Höhepunkt der Heimattage Baden-Württemberg. Die historische Innenstadt wird an diesem Wochenende mit vielen Attraktionen zur lebendigen Festmeile.

- „Baden-Württemberg isst und trinkt“
- Großer Festumzug mit Bürgerwehren, Trachten- und Musikgruppen aus dem ganzen Land
- Gourmet- und Tourismusmeile
- Retro-Sternfahrt Baden-Württemberg
- Weltmeisterschaft der Fahnenhochwerfer
- Musik, Tanz & Unterhaltung auf verschiedenen Bühnen
- Kinderspielpark
- Bahnhofsfest mit Dampflokomotiv
- ... und vieles mehr



heimattage

BADEN-WÜRTTEMBERG
WERTHEIM 2006 / STADT, LAND, FLUSS

Ausführliches Programmheft
und nähere Informationen bei:

Stadtverwaltung Wertheim
Telefon 09342/301-302
www.heimattage-wertheim.de
info@heimattage-wertheim.de

Welt nicht nur bereichert, sondern auch entleert haben. Immer mehr Menschen haben seither begriffen, wie wichtig die Vergangenheit mit ihren Errungenschaften für Gegenwart und Zukunft ist. Es ist uns heute bewusster als noch vor fünfzig oder gar hundert Jahren, wie eins auf dem anderen aufbaut. Zugleich sehen wir aber, wie die Fundamente der Gegenwart sich quasi in Luft auflösen.

Das Museum ist also einer der Orte, in denen wir uns der zeitlichen Dimensionen unserer Existenz, nicht nur in individueller, sondern auch in sozialer, politischer Hinsicht vergewissern können, nicht in eskapistischer Absicht und nicht, um die immer schon präsente Zukunft zu ignorieren, sondern um sie anthropologisch und sozial sinnvoll zu gestalten. Wer die Vergangenheit wirklich kennt, die Gemeinheit, mit der die herrschenden Klassen zum Beispiel vor hundert, vor zweihundert Jahren ihre Macht übten und uns kleine Leute kujonierten, wird sich mit Bestimmtheit nicht nach irgendeiner guten alten Zeit zurücksehnen.

Ein richtig verstandenes Heimatmuseum macht nur Sinn, wenn es durch Auswahl, Präsentation und Didaktik einen Lerneffekt ermöglicht. Das setzt voraus, dass es nicht als Ort der Eventkultur missverstanden wird. Als Unort demnach, wo die Zeugen und Zeugnisse der eigenen Geschichte weiter entwertet werden, indem man sie als Patches für ludistische Kuratoren einsetzt. Im historischen Museum walte der heitere sokratische Ernst.

Das heißt: Spielerische, kreative, auch unterhaltensame Formen der Präsentation und Umsetzung sind nicht ausgeschlossen und sogar angesagt, denn als gute Pädagogen wollen wir unser Publikum nicht vergraulen. Andererseits dürfen Exponate nicht als autistische Zeichen gesehen werden, auch wenn sie noch so attraktiv sind. Es geht immer ums Erschließen.

Doch zurück zum Pariser Musée Carnavalet, das diesem klassischen philosophischen Anspruch natürlich auch nicht gerecht wird, denn es muss versuchen, wenigstens zehn Prozent der Schlangenlänge zu erreichen, die den Besuch in der heiligen Kapelle oder im Bahnhof am Quai d'Orsay zur olympischen Disziplin im Dauerwarten macht, was auf ein Sonderproblem verweist. Das Gold der Hohenzollern ist allemal eventmäßiger als das Blei der Glasmaler.

Auch in dieser Hinsicht hat man es in Paris übrigens besser als wir in Stuttgart. Wenn man solche Exponate hat wie das Carnavalet, kann man ruhig auch mal additiv exponieren, auf Erläuterungen und Querbezüge verzichten und der Strahlkraft der Objekte vertrauen. Ich denke da an das Schaufenster

und den Verkaufsraum eines berühmten Juweliers, das Reliquiar mit den Resten der Familie Ludwigs XVI., das ganz mit Kork ausgelegte Zimmer, in dem angeblich Marcel Proust auf der Suche nach der verlorenen Zeit lag.

Das echte Korkzimmer, in dem der lärmgeplagte Proust seinen Roman schrieb, soll sich übrigens heute in einer Bank befinden und dem Direktorium als Sitzungszimmer dienen, wenn es über einen besonders geheimen Kredit berät. Aber wen juckt das schon. Es interessiert auch kaum jemand, ob im Louvre die echte «Mona Lisa» hängt und was man unter «echt» zu verstehen haben könnte.

Alles am Carnavalet ist Stadtmuseum: Das Gebäude ist das älteste seiner Art im Städtchen. Die Straße davor ist nach einer Figur der französischen Literaturgeschichte benannt, der Briefautorin Madame de Sévigné, selbst zeitweise Bewohnerin des Hôtels. Das ganze Stadtviertel, das heute wieder wohnliche Marais, ist ein Museum – das einzige vermutlich, das nicht dem Modernisierungsfuror des Präfekten Haussmann zum Opfer fiel.

Am schönsten in diesem Museum ist zweifellos der Platz, wo Heinrich II., im Beisein seiner Frau, der berühmten Katharina de Medici, bei einem Turnier tödlich verwundet wurde. Der Platz also, wo Victor Hugo lebte und von der Revolution von 1830 träumte. Wo heute eines der teuersten Fresslokale liegt, in dem Helmut Kohl und François Mitterand tafelten, und Bonnen sittsam, als lebten wir im fin de siècle, Kinderwagen durch die streng geschnittene Anlage schieben, die nach Feierabend abgeschlossen wird.

Am historisch bedeutendsten aber ist der noch einmal drei Schritte weiter gelegene Kanaldeckel, wo einst die Bastille stand und nach ihrem Abriss der Elefant aus Gips, den wir aus Hugos Roman kennen, der nach 1830 einer Siegestsäule weichen musste. Ist der Platz der Bastille, den noch heute zuweilen die Massen umwogen, die nach sozialer Gleichstellung rufen, nicht ein schönes Gleichnis für eine schöne Geschichte, die ins Museum gehört? Vom Symbol des Schreckens und der Unterdrückung zum Zeichen des Sieges einer erfolgreichen Klasse, wenn es bislang auch nicht die proletarische war, sondern nur die bürgerliche. Haben wir etwas Vergleichbares in Stuttgart?

*Auch kleine Gestirne berichten vom Weltall –
Alltägliches als Durchgangsstationen begreiflich machen*

Wir wollen nicht nach den Sternen greifen. Die Relationen zwischen der Metropole einer einstigen Weltmacht, die halb Europa und ein paar Exponenten

von Nordamerika zivilisiert und kultiviert hat, und der Residenz eines spät zum Kleinkönig beförderten Landesherrn eines fleckigen Kleinstaats, der froh sein konnte, wenn er mal eine russische Prinzessin als Braut kriegte, wollen gewahrt bleiben.

Aber auch in Stuttgart müssen das Stadtmuseum und das Ambiente, in das es eingebettet ist, durch Historizität, Denkmalhaftigkeit und Aura repräsentieren, welchen hohen Stellenwert die Bürgerinnen und Bürger der Geschichte ihrer Stadt und der Menschen und Ereignisse, die sie geprägt haben, einräumen. In vielen Orten finde ich, nicht nur in Deutschland, wird den Heimat- und Stadtmuseen nicht der gebührende Rang eingeräumt. Man verlegt sie gerne in Pulver- und Hexentürme oder denkmalgeschützte Baureste einer schon wieder untergegangenen Industriekultur, als wäre die Geschichte eine märchenhafte, putzige Rumpelkammer, eine Art Flohmarkt gewissermaßen, und entsprechend sind dann auch die Exponate und ihre Präsentation.

Das heißt nicht, dass ein Stadtmuseum sich mit kulturgeschichtlichen Spitzenerzeugnissen schmücken müsste, wie wir es zu Recht von einer Staatsgalerie, einem Reichsmuseum, einem Louvre, einer Eremitage verlangen. Vom Flohmarkt können die Dinge stammen, sie dürfen nur nicht wie dort beziehungslos nebeneinander stehen. Die kleinen Dinge, die den Alltag repräsentieren, sind so anzuordnen, dass sie den Menschen helfen, sich selbst und ihre Zeit als Entwicklungsprodukte und Durchgangsstationen zu begreifen und zu erkennen: Ich bin nicht das Ende der Evolution. Was wir heute erleben, ist nicht das Ende der Geschichte.

Das setzt auch eine vertikale Gliederung voraus. So wie wir den Tag durch einen Stundenplan strukturieren, das Jahr durch eine sinnvolle Folge von Ereignissen erlebbar machen und uns, meist schon in der Jugend, einen Lebensplan suchen, müssen wir die Geschichte, auch die Stadtgeschichte, nach sachkundiger Analyse gliedern, um den im Augenblick oft als absurd empfundenen, erlebten Geschichtsprozess als sinnhaft erkennen zu können.

Ein Beispiel: Im Ehrenhof des Musée Carnavalet steht das einzige Standbild Ludwigs XIV., das die Revolutionäre der Jahre seit 1789 aus irgendeinem Grund nicht zerstört haben. Recht lustig: ein Sonnenkönig als römischer Hipparch – und innen drin betrachten wir die Galerie der versammelten Revolutionärselite, die dem Spuk des ancien régime einst den Garaus machte, bevor sie selbst unter das Fallmesser zu liegen kam. Draußen der Gottkönig und drinnen die Bilder der Hinrichtungen des Enkels (nur in der Thronfolge, nicht genealogisch) Ludwigs XVI. und seiner Marie Antoinette.



Bronzefigur Ludwigs XIV., des Sonnenkönigs. Nur dieses Standbild im Ehrenhof des Musée Carnavalet haben die Revolutionäre übersehen.

Was hier, von den Kuratoren sicher unbeabsichtigt, gegeneinander steht, ist in Wahrheit das Wesen des geschichtlich reflektierten Lebens. Das Museum versöhnt nicht, wenn es den Bremser und den Chauffeur im Triebwagen der menschlichen und sozialen Entwicklung in einem Raum präsentiert. Es macht sie nicht kompatibel. Die Wunden bleiben offen. Es bleibt der Schmerz über die Opfer der Tyrannei, und darüber, dass der Kampf gegen das Unrecht neues Unrecht mit sich bringt. Dass der Kampf zwischen alt und neu, oben und unten, arm und reich, mächtig und ohnmächtig nie aufhören wird.

Aber das Museum macht es möglich, die jeweiligen Antipoden mit Vernunft und Augenmaß zu erörtern, da der Haufen, wenn man so will, nicht mehr dampft. Wir brauchen die Geschichte schon deshalb, weil wir über die Gegenwart nicht reden können, es sei denn mit Vorsicht, immer parteiisch, in Sprachregelungen, um nichts Falsches zu sagen.

Im Stadtmuseum ist es möglich, die Dinge, die einst tabuisiert oder dem Parteienstreit unterworfen waren, auf den Tisch zu legen.

Was könnten wir in Stuttgart aufbieten, um solche Denkprozesse mit Hilfe eines Stadtmuseums zu initiieren? Im Carnavalet habe ich mal sieben Modelle der Bastille gezählt. Welches schreckliche Symbol der Unterdrückung, das im Kampf des Volkes überwunden wurde, hätten wir dagegen aufzubieten?

Ich bin kein Stuttgarter. Ich bin Berliner, Kasseler, Römer, Florentiner, Kölner. Aber ich war seit vierzig Jahren oft und lange hier, zumeist des Rundfunks wegen oder um Freunde zu besuchen. Ich lebe hier seit mehr als zehn Jahren, habe mich gut eingelebt, vor allem weil ich gut arbeiten kann in dieser Stadt – Stuttgart lädt geradezu ein zum Arbeiten.

Ein paar Beispiele könnte ich deshalb nennen, auch wenn es zumeist keine welthistorischen Ereignisse und Personen sind. Auch kleine Gestirne berichten vom Weltall. Auch in Stuttgart kann man eine Vielzahl von Gedenkstätten hervorheben, wie es die Stadtführer ja auch tun. Auch hier könnte man eine Ahnengalerie der verdienstvollen Frauen und Männer einrichten, die die Geschicke der Menschheit vor Ort und weit darüber hinaus beeinflusst haben. Ein Stadtmuseum ist immer auch die Zusammenführung dieser historischen Topoi zu einem imaginierten Stück Welt.

«Helm des Ritters, der bei dem Versuch, die Stadtmauer zu ersteigen, erschlagen wurde.»

Als ich ein Knabe war, vor fünfzig oder mehr Jahren, sah ich die ganze Welt nicht nur als mehr oder weniger angenehme Gegenwart oder voraussehbare Zukunft, sondern auch in ihrer Vergänglichkeit. Das erste Denkmal, an dem ich morgens in aller Frühe vorbei kam, wenn ich vom Dorf nach Kassel zur Arbeit fuhr, war eine unscheinbare, unfruchtbare, kaum wahrnehmbare Bodenwelle im Acker neben der Landstraße, an der beidseits große alte Apfelbäume standen.

Es war der Flurname der Bodenwelle, der mich anregte. Er lautete «Galgenberg» – ein Topos, den es in Stuttgart genauso gibt. Man sah keinen Galgen. Wenn ich da herumkrabbelte, fand ich kein Knöchelchen, und die Ältesten im Dorf erinnerten sich an nichts. Wenn ich dann weiter radelte oder lief, kam ein Bach mit einem Brückchen und links und rechts zu beiden Seiten der geschotterten Landstraße standen je zwei schöne große Bäume.

Bald danach führte ein Weg nach links durch eine kleine Schlucht bergan zur nächsten Kleinstadt. Er

hieß «Pulvergraben». Und noch weiter die Schotterstraße entlang kam eine auffällige Feldscheune. Drum herum standen etliche landwirtschaftliche Geräte, alle schon lange außer Betrieb, halb versunken im Erdreich und im Sommer überwuchert von Wildpflanzen und Gestrüpp – stumme Zeugen einer landwirtschaftlichen Produktionsweise, die keine hundert Jahre zuvor begonnen und nun schon wieder ausgedient hatte.

Ganze Epochen wurden in meiner Vorstellung durch diese wenigen Zeugnisse der Vergangenheit lebendig. Die Zeit der Franzosen, deren Kaiser ein paar Jahre über jenen Landstrich herrschte und Order gab, zur Versorgung der Dörfler entlang der Landstraßen Apfelbäume zu pflanzen. Die Zeit, als die Bauersfrauen morgens um fünf auf den Markt liefen und im Schatten der Bäume an der Brücke rasteten, wenn sie in der prallen Nachmittagssonne zurückkamen. Der Dreißigjährige Krieg, den die Ackerbürger in der fest ummauerten Kleinstadt nur überlebt hatten, weil sie genug Schießpulver besaßen, wenn auch nur in meiner Phantasie.

Dass man alle diese Dinge in einem Museum erschloss für diejenigen, die nicht soviel Phantasie haben wie ich, schien mir einleuchtend, und als ich Jahrzehnte später mal wieder in die Gegend kam, zur goldenen Konfirmation nebenbei bemerkt, stellte sich heraus, dass der Ort nun tatsächlich ein Heimatmuseum hatte, in dem auf die Topoi meiner Jugend verwiesen wurde.

Es ist klar, dass man auch alle diese Dinge interpretieren muss, um ihre Tragweite zu erkennen. Ich kann das an einem kleinen Beispiel demonstrieren, aus einem anderen Heimatmuseum, wo man uns einen Ritterhelm präsentierte. Womit ich dann doch noch zum Thema meines kleinen Versuchs komme, beziehungsweise zum Titel meines Vortrags. *Helm des Ritters sowieso*, stand da nämlich kurz geschrieben, *der bei dem Versuch, die Stadtmauer zu ersteigen, erschlagen wurde*. Tatsächlich wies der Kopfputz an der Stirn eine erhebliche Beschädigung auf – ein Loch, das von einem Schlag mit einem Morgenstern oder einer Streitaxt stammen mochte, vielleicht aber auch nur dem Zahn der Zeit geschuldet war, der bei Eisenwaren Rost genannt wird.

So weit so gut. Aber warum hatte der Ritter versucht, über die Stadtmauer zu klettern? Ein paar Stunden im Stadtarchiv brachten Aufklärung. In Hersfeld, so hieß die Stadt, tobte Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, relativ spät also, ein Klassenkampf. Der Abt, dessen Stift, mit einer eigenen Mauer umgeben, im städtischen Mauerring lag, hatte sich mit dem niederen Bürgertum gegen das Patriziat verbündet.



Im Museum der nordhessischen Stadt Bad Hersfeld wird dieser beschädigte Eisenhelm eines Ritters gezeigt.

Das Patriziat hinwieder koalierte mit dem hessischen Landgrafen, um das klösterliche Joch abzuschütteln, was dem Emporkömmling in Kassel oder Marburg ganz Recht war, denn er trachtete danach, die zahllosen winzigen freien Herrschaften, Abteien, Ritterschaften, Grafschaften seinem entstehenden Staat einzuverleiben, was ihm später ja auch gelang. Irgendwie kommt uns das alles bekannt vor, auch erstaunlich aktuell, wenn wir heutige politische und wirtschaftliche Auseinandersetzungen betrachten. Doch zurück zu meinem Helm, der da so maulfaul in der Vitrine lag. Was war da passiert? Für heute die Kurzfassung: Der Klassenkampf, der auf die Synthese zusteuerte.

Draußen lauerten schon die Hilfstruppen beider Seiten, besonders die inzwischen stark verarmten Ritter und der alte Feudaladel, die allesamt dank der entstehenden modernen Territorialstaaten um ihre Pfründen und Existenz fürchten mussten. Auch die Truppen des Landgrafen standen nicht mehr weit, und so ging das hin und her, bis der Abt in einer Nacht- und Nebelaktion den gordischen Knoten zu durchschlagen versuchte, indem er seine eigene Stadt überfallen ließ, um die Spitzen der reichen Stadtbürger zur Räson zu bringen, durch Ermordung ihrer Repräsentanten, wie üblich.

Das klappte natürlich nicht. Das Alte muss immer unterliegen, mag es auch noch so zappeln. Das Neue muss siegen, um selber zum Alten zu werden. Das Alte verlor, auch in diesem Fall, weil es sich selber

treu blieb. Bevor er die Sturmleiter an die Stadtmauer legte, ließ der Ritter den Stadtwachen ausrichten, wie sein Ehrenkodex es ihm befahl, dass er in der kommenden, der so genannten «Vitalisnacht», die Stadt zu überfallen gedächte.

Das war zwar ehrenvoll, aber unklug, und so scheiterte das ganze Unternehmen, und nicht das Patriziat musste abtreten, sondern der Abt und mit ihm die alten gesellschaftlichen Kräfte. Ist die Geschichte damit zu Ende erzählt? Nein, immer noch nicht. Im ersten Moment dachte ich zwar, hier hätte ich nun eine wahrhaft aufregende Geschichte für einen historischen Heimatroman entdeckt, ein Stadtmuseum in Buchform gewissermaßen, aber dann musste ich feststellen, dass der Stoff so aufregend nicht war.

Überall in Europa nämlich hatten seit dem frühen dreizehnten Jahrhundert solche Abwehrschlachten der alten Mächte stattgefunden, in Köln, in Florenz, und überall hatten die zukünftigen Kräfte gesiegt, man kann es noch heute an der Lage der Paläste der vertriebenen Feudalherren ablesen – das Bürgertum, die entstehenden Territorialstaaten, die Stadtrepubliken. Die Museumsleiterin – eine gebildete, engagierte alte Dame und Lokalhistorikerin – hatte rein gar nichts von dem vermittelt, was in ihrem alten Helm steckte. So kann man aus einem unscheinbaren Stück Eisen nicht nur ein aufregendes Kapitel Stadtgeschichte hervorlocken, in dem sich eine ganze Epoche europäischer Geschichte spiegelt. Man kann diese Geschichte auch in der Büchse vertrocknen lassen.

Wichtiger als Exponate und Ereignisse sind Ursachen, Motive und Auswirkungen

Kurz: Sie verstehen, was ich sagen will. Das Stadtmuseum ist keine Botanisiertrommel. Es muss immer einen Kern staatsbürgerlichen Bewusstseins enthalten. Nicht bloße Aufzählung von Fakten macht es sinnvoll. Eine Spur historischer Materialismus und Dialektik sind vonnöten. Wichtiger als die äußere Erscheinung der Exponate und Ereignisse, die sie repräsentieren, sind die Ursachen und Motive, die Querverbindungen und vor allem die Auswirkungen.

Auf Büchner, der als Verbrecher gesucht wurde, kann sich heute ein Spitzenpolitiker aller Parteien berufen. Diese Entwicklung ist präsent zu halten. Sie allein macht Hoffnung und das Leben zum Genuß. Das Große bleibt nicht groß und klein nicht das Kleine. Der Satz gilt auch für alle Zukunft.

Was sich in Stuttgart geradezu aufdrängt, ist ein Museum, das die progressiven Traditionen der Stadt

aufgreift – die Liberalität, den Gemeinsinn, auch den Pietismus von einst, der progressiv war, weil er nicht auf Zins, Spekulation und shareholder-values setzte, sondern auf die eigene Arbeitskraft. Ein Museum der Hoffnungen sozusagen, des fortdauernden Kampfes um Verbesserungen seit der Reformation. Vielleicht früher schon.

Wenn ich seit den 1960er-Jahren häufiger in Stuttgart war, fielen mir diese Traditionen immer wieder auf. Die Tradition des Maßvollen inkarniert in dem kleinen Mann im Gehrock – König Wilhelm II. –, der draußen vor dem Wilhelmspalais steht. Was für eine Utopie, dachte ich mir, eine Revolution, die glaubt, das Alte könnte mit dem Neuen versöhnt werden, die alten Machthaber könnten zur Vernunft kommen und sich den Notwendigkeiten der neuen Zeit nicht länger verschließen?

Am Anfang verwunderte es mich, wenn ich hörte, ausgerechnet in Stuttgart, der Stadt, wo Lenin gelebt und Zetkin gewirkt hatten, habe Rudolf Steiner seine Vorträge über eine neue Sozial- und Wirtschaftsordnung gehalten – noch dazu auf Einladung eines Industriellen. Hier habe er zuerst seine Vision dargestellt, wie man aus der Falle der einander tödlich bedrohenden Ismen enttrinnen könnte. Aber dann schien gerade in einer solchen Episode eine Stuttgarter Eigenart zu liegen.

In Stuttgart schien mir in Zeiten des kalten Krieges, als man in Westberlin auf Anordnung einer großen Tageszeitung nicht mit der S-Bahn fahren durfte und in Frankfurt/Main keine Stücke von Brecht mehr gespielt wurden, die Konfrontation nicht ganz so verbiestert, die politische Toleranz größer. Da ging man auch als Kleinbürger bei schönem Wetter ins Kommunistenwaldheim und saß im Biergarten. Da kam der Polizeipräsident auch mal in den Club Voltaire.

Heute weiß ich: Es war kein Zufall, dass ein Philosoph wie Max Bense in Stuttgart lehrte und gegen alle konservativen Widerstände dozieren konnte, vor einem riesigen, nicht nur studentischen Publikum. Dass die literarische Moderne der 1950er- und 1960er-Jahre in keiner anderen deutschen Stadt so wirkungsmächtig und zahlreich vertreten war – Heißenbüttel und Döhl, Helmut Mader und Manfred Esser.

Selbst die so genannte neue Linke war freier im Umgang mit Ideen, weniger dogmatisch. Leute wie der berühmte Stadtrat Eberle, der vielen noch heute ein rotes Tuch ist, der jüngst verstorbene Willy Hoss, der noch immer wirkende Peter Grohmann, um nur einige zu nennen, die ich schon in den 1960er-Jahren kennenlernte, das sind eben alles auch genuine Stuttgarter Gewächse. So, wie ein Manfred Rommel, der

durchsetzte, dass die drei Stammheimer ordentlich beigelegt werden konnten, wenn auch mit viel Polizeimusik.

Ein Stadtmuseum braucht eine Linie, soviel scheint mir gewiss. Sie darf die Schattenseiten des Ortes nicht verschweigen und muss in die Zukunft weisen. Was zum einen gehört oder zum anderen, ist schwer zu entscheiden. Dass die Straße, an der dieses Wilhelmspalais liegt, zukunftsweisend war, kann ich jetzt schon verneinen. Eher schon der kleine Kerl vorm Haus mit seinen zwei Hunden.

Peter Otto Chotjewitz wurde 1934 in Berlin geboren. 1945 zog er mit seinen Eltern, einem Malermeister und einer Kontoristin, nach Nordhessen. Lehre als Maler, 1955 Abitur am Abendgymnasium in Kassel. Jurastudent in Frankfurt/Main, München und Westberlin, 1966 zweite juristische Staatsprüfung. Seit jener Zeit als Jurist, als Autor – Romane, Erzählungen, Sachbücher, Theaterstücke, Hörspiele und Features – und als Übersetzer tätig. Lebte zehn Jahre in Italien und beschäftigte sich intensiv mit dessen Kultur. Seit 1995 wohnt Peter O. Chotjewitz in Stuttgart und erhielt 2001 den Literaturpreis der Landeshauptstadt.

Schwäbischer Heimatkalender 2007



Jetzt bestellen!

www.kohlhammer.de

In Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein, dem Schwäbischen Heimatbund, dem LandFrauenverband Württemberg-Baden und dem NABU Baden-Württemberg
Herausgegeben von **Karl Napf**
118. Jahrgang

132 Seiten mit zahlreichen Farb- und s/w Abbildungen. Kart.
€ 9,60 (unverbindliche Preisempfehlung)

ISBN 3-17-019340-6

W. Kohlhammer GmbH · 70549 Stuttgart
Tel. 0711/7863 - 7280 · Fax 0711/7863 - 8430